



Leseprobe

Monika Feth

Der Bilderwächter

"Der inzwischen sechste Jette-Thriller fesselt durch psychologisch überzeugend gezeichnete Figuren und Spannen, die einen bis zum Schluss in Atem hält."
Münchner Merkur

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,99 €



Seiten: 480

Erscheinungstermin: 11. November 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Band 6 der „Erdbeerpflücker“-Thriller von Monika Feth!

Zwei Jahre lang hat Jettes Freundin Ilka den Nachlass ihres berühmten Bruders nicht angerührt. Als sie nun das erste Mal die Bilder von Ruben in Augenschein nimmt, ist es, als hätte sie die Büchse der Pandora geöffnet. Ein Mitarbeiter von Rubens Nachlassverwalter wird tot aufgefunden und ein unglaublicher Medienrummel bricht über Ilka herein. Jette und Merle ermitteln im Wettlauf gegen die Zeit, denn auch Ilka scheint in großer Gefahr zu sein ...

Die fulminante Spiegel-Bestsellereihe von Monika Feth begeistert Millionen Leser:innen. Die Jette-Thriller sind nervenzermürend, dramatisch und psychologisch brilliant erzählt. Atemberaubende Spannung der Extraklasse!



Autor

Monika Feth

Monika Feth wurde 1951 in Hagen geboren, arbeitete nach ihrem literaturwissenschaftlichen Studium zunächst als Journalistin und begann dann, Bücher zu verfassen. Heute lebt sie in der Nähe von Köln, wo sie vielfach ausgezeichnete Bücher für Leser aller Altersgruppen schreibt. Der sensationelle Erfolg der »Erdbeerpflücker«-Thriller machte sie weit über die Grenzen des Jugendbuchs hinaus bekannt. Ihre Bücher wurden in mehr als 24 Sprachen übersetzt.

Für meine Mutter

PROLOG

Der Postbote schwenkte den Brief schon von Weitem. Er wedelte so heftig damit in der Luft herum, dass er beinahe vom Fahrrad kippte. Die ersten Herbstblätter wirbelten über die Straße und sammelten sich in den Rinnsteinen. Es sah nach Regen aus.

»Ein Brief«, rief der Postbote. »Vom Liebsten!«

Aus den Wolken tröpfelte Musik. Der Postbote trug eine Katzenmaske.

Erst da erkannte Ilka, dass sie sich in einem Traum befand.

Deshalb verstand sie auch, wie es passieren konnte, dass der Brief sich aus der Hand des Postboten löste, die Flügel ausbreitete und mit lautem Krächzen in den Wolken verschwand.

Ilka ging eine staubige Straße entlang. Sie trug ein Sommerkleid und geflochtene Schuhe. Zu beiden Seiten der Straße raschelten Maisfelder. Das erinnerte sie an einen Film.

Sie hatte keinen Schirm bei sich und die Luft wurde düster und schwer. Ein Blitz zuckte über den Himmel. Donner krachte.

Und dann regnete es Wörter.

Jedes dieser Wörter war wie ein Hagelkorn, manche groß wie Hühnereier. Sie fielen herab und verwüsteten das Maisfeld, bis alle Pflanzen umgeknickt am Boden lagen.

Ilkas Körper schmerzte. Sie hatte den Kopf mit den Armen geschützt, doch das hatte nicht viel genützt. Blut rann an ihren Beinen hinab.

Als die Sonne durch die Wolken brach und Wind die Wolken vertrieb, schmolzen die Wörter auf dem dampfenden Asphalt.

Ein einziges war heil geblieben und glitzerte im Sonnenlicht.

Es bestand aus drei Buchstaben.

TOD.

Ein Sarkophag seiner Werke.

Hier warteten sie seit der Tragödie vor zwei Jahren darauf, wieder zum Leben erweckt zu werden.

Das Gebäude befand sich auf dem weitläufigen Anwesen der Ritters, einer Fabrikantenfamilie, die im Laufe der Generationen einen ähnlichen Niedergang erlebt hatte wie die Buddenbrooks.

Nur die Schwestern Emilia und Hortense waren übrig geblieben, beide unverheiratet, beide Mitte siebzig und beide exaltiert, verwöhnt und verschoben.

Nach dem Tod ihrer Eltern hatten sie die Fabrik verkauft und ihr Vermögen dazu genutzt, Maler und Bildhauer zu entdecken und zu fördern.

Und dann begegneten sie Ruben Helmbach, der ihr Universum erschütterte.

Sie konzentrierten all ihre Kraft auf ihn.

Nahmen ihn unter ihre Fittiche.

Brachten ihn mit den richtigen Leuten zusammen.

Sahen ihn wie ein Feuerwerk am Himmel erstrahlen – und verglühn.

Sein Tod traf sie bis ins Mark. Sie zogen sich aus dem Geschäftsleben zurück, ließen das Gebäude für Ruben Helmbachs Nachlass auf ihrem Anwesen erbauen und ergaben sich dem Alter, das sie bis zu der Tragödie kaum zur Kenntnis genommen hatten.

Man erzählte sich, dass sie den Raum mit den Bildern nur ein einziges Mal betreten hätten. Nachdem alles fertiggestellt war. Danach hatten sie den Nachlassverwalter, den Ruben Helmbach in seinem Testament bestimmt hatte, seine Arbeit tun lassen.

Mit einem lauten, endgültigen Geräusch fiel die zweite Tür hinter ihm ins Schloss.

Noch einmal atmete er tief ein. Streifte die nassen Stiefel von den Füßen und schlüpfte in die bereitstehenden Überzieher.

Zögerte.

Immer wieder kostete ihn der erste Schritt Überwindung.

Er wusste nicht, weshalb.

Seine Aufgabe war es, dem Nachlassverwalter zuzuarbeiten. Den Nachlass zu sichten und zu katalogisieren.

Ihn darauf vorzubereiten, die Kunstwelt auf den Kopf zu stellen.

Doch das war es nicht, was ihm dieses seltsame Gefühl vermittelte, das er nicht benennen konnte: eine Art leiser Furcht, die sich in seinem Magen bemerkbar machte und ihm einen kalten Schweißfilm auf die Stirn legte.

Bilder.

Überall.

Und auf den meisten war dieselbe junge Frau zu erkennen.

Lachend.

Traurig.

Gedankenverloren.

Wie verzerrt und verfremdet ihr Äußeres auch sein mochte, man erkannte sie immer wieder.

Was ihn am meisten beschäftigte, war ihr Lachen.

Auf den älteren Bildern wirkte es glücklich und unbeschwert.

Doch dann schlich sich etwas ein, das er zunächst nicht einordnen konnte.

Bis er schließlich begriff:

Es war das Lachen eines Menschen, dem in Wirklichkeit zum Heulen zumute war.

Er rieb sich die Arme, obwohl der Raum gut temperiert war, um die Bilder zu schützen. Dann schaltete er das Licht an und tat den ersten Schritt.

Auf die Bilder zu.

*

Pünktlich wie die Maurer, dachte Emilia Ritter, obwohl sie in ihrem langen Leben oft die Erfahrung gemacht hatte, dass Maurer alles andere als pünktlich waren.

Für einen kurzen Moment verwirrte diese Erkenntnis sie, doch dann streifte sie die Irritation ab, wie alles, was sie aus dem Gleichgewicht zu bringen drohte.

Sie hatte sich immer auf ihr Gedächtnis verlassen können, auch wenn Hortense das Gegenteil behauptete. Hortense gönnte ihr das Schwarze unter dem Fingernagel nicht.

Es war ein Kreuz, mit einer solchen Schwester gestraft zu sein.

Emilia schüttelte den Kopf und ließ die Gardine, die sie beiseitegeschoben hatte, um auf Rubens Haus sehen zu können, wieder los.

Rubens Haus.

So nannten die Schwestern das Gebäude, in dem sein Nachlass untergebracht war.

Rubens Haus.

Als wäre Ruben noch lebendig.

Emilia zog das Taschentuch aus ihrem linken Ärmel und tupfte sich die Augen. Der Duft ihres Parfüms stieg ihr in die Nase.

Gucci.

Man gönnte sich ja sonst nichts.

Sie kicherte, als sie das Taschentuch wieder wegsteckte. So war das in ihrem Alter. Die Empfindungen lagen dermaßen nah beieinander, dass sie sich ständig gegenseitig in die Quere kamen.

Ähnlich war es mit den Gedanken.

Kaum dachte sie an etwas, drängte sich ein anderer Gedanke dazwischen.

Das Alter hatte seine Tücken.

Durch das zarte Gespinst der Gardine nahm sie die Dinge draußen wahr, als wären sie Teil einer anderen Wirklichkeit. Irgendwie getrennt von ihr. Weiter weg und deshalb nicht so erschreckend.

Sie behielt Rubens Haus im Blick, um zu sehen, ob der junge Mann noch einmal herauskam. Das tat er manchmal, um eine Zigarette zu rauchen. Emilia hatte ihn auch schon dabei beobachtet, wie er sich hinter einen Busch zurückzog, um zu pinkeln. Obwohl Rubens Haus über eine Toilette verfügte.

»Woher willst du wissen, dass er in den Garten pinkelt?«, hatte Hortense sie mit ihrer rechthaberischen Art gefragt.

»Weil er sich anschließend den Hosenschlitz zumacht«, hatte Emilia geantwortet.

Doch Hortense hörte nicht zu. Vermutlich würde sie morgen wieder dasselbe fragen. Und Emilia würde dasselbe antworten.

So ging es schon ihr Leben lang. Immer, immer und immer wieder. Wie in einer Endlosschleife.

Acht Uhr, grauer Schneeregen, und dieser Bodo Breiter trat zum Dienst an. Man konnte die Uhr nach ihm stellen.

Abgesehen von seinem lächerlichen Namen, der eher

nach Detektiv oder Schlagersänger klang, und obwohl er noch so jung war, machte er einen ganz respektablen Eindruck.

Er war freundlich. Grüßte, wenn man ihm begegnete, war höflich und zuvorkommend, störte nicht. Fast konnte man vergessen, dass er da war.

Doch natürlich vergaß Emilia es nie.

Auch Hortense vergaß es nicht.

Seine tägliche Anwesenheit hatte ihr Leben verändert.

Jemand war in Rubens Haus eingedrungen.

Und tat es immer wieder.

Es war schrecklich, das mitanzusehen.

*

Bestimmt stand sie wieder am Fenster. Hinter der Gardine verborgen wie ein altes Klatschweib.

Das konnte Stunden so gehen.

Hortense mochte nicht daran denken, aber sie konnte es auch nicht vermeiden.

Emilia am Fenster.

Ein Bild, das sie fast schon verfolgte.

Glaubte Emilia denn, sie sei die Einzige, die unter der Anwesenheit des Mannes litt? Meinte sie wirklich, sie hätte die Trauer um Ruben für sich gepachtet? Die Trauer, die niemals aufhörte?

Zu keiner Tageszeit.

Die immer noch Schmerzen bereitete.

Wie am ersten Tag.

Hortense versuchte, den Fremden zu ignorieren. Ihn aus ihrem Bewusstsein auszublenden. Einfach so zu tun, als sei er nicht da.

Es kostete sie viel Kraft. Und dann gelang es ihr noch nicht einmal.

Manchmal setzte sie sich ans Klavier und legte die kno- tigen Hände auf die Tasten. Entlockte dem Instrument ein paar Töne. Und gab ernüchtert wieder auf.

Ihre Finger waren steif geworden. Die Haut spannte über den Knochen, übersät mit hässlichen Altersflecken. Wenn Hortense ihre Hände betrachtete, glaubte sie, die Hände einer fremden Frau zu sehen. Einer alten Frau, nach der sich niemand mehr umdrehte. Der keiner mehr frei- willig zuhörte.

Die allen bloß im Weg stand.

Seit Ruben tot war, war alles anders geworden.

Er war gegangen und hatte das Licht mitgenommen, das Hortenses Tage ausgeleuchtet hatte.

Von jetzt auf gleich hatte sie aufgehört zu lachen. Zu träumen.

Ohne Ruben fiel jegliche Hoffnung in sich zusammen.

War alles kalt.

Dabei hatten sie ihn gar nicht so oft gesehen. Doch wenn er vor der Tür gestanden hatte, mit diesem schie- fen Grinsen im Gesicht, das Hortense so sehr geliebt hat- te, dann war alles Warten zu Ende gewesen und sie hatte beinahe so etwas empfunden wie Glück.

Hortense ging in ihr Schlafzimmer und drehte den Schlüssel im Schloss. Dann holte sie eine Schachtel aus dem alten Kirschholzschränk hervor und setzte sich damit in den Sessel, der früher ihrem Vater gehört hatte.

Andächtig hob sie den Deckel ab.

Und da lagen sie vor ihr. All die Briefe, die sie Ruben ge- schrieben und ihm nie zu lesen gegeben hatte.

Sie besaß sieben Schachteln, die voll waren mit diesen

Briefen, alle auf ihrem schönsten Papier geschrieben. Mit Tinte. Ganz altmodisch. Romantisch.

Auch nach seinem Tod hatte sie nicht aufgehört, ihm zu schreiben. Sie hatte nur das Briefpapier gewechselt.

Totenbriefe, das wusste sie tief in ihrem Innern, schrieb man auf Papier, das braun war. Wie die Erde, die Rubens Körper aufgenommen hatte.

Sie las den letzten Brief.

Zur Einstimmung.

Dann betrat sie ihr Wohnzimmer, setzte sich an den kleinen Sekretär, legte sich ein Blatt zurecht, drehte die Kappe vom Füllfederhalter und begann zu schreiben.

Der traurige Vormittag zog sich zurück, verblasste wie ein Traum.

Hortense dachte an nichts anderes mehr als an das, was sie Ruben zu sagen hatte.

*

Als ich in die Küche kam, empfing mich der Duft von Kaffee und frischen Brötchen. Und das breite Lächeln Claudios, der bei uns übernachtet hatte.

»Ciao *bella*«, sagte er mit diesem ganz speziellen Schmelz in der Stimme, der Merle immer noch den Kopf verdrehte.

Heute Morgen jedoch nicht. Sie sah müde aus, fast so, als würde sie noch schlafen.

»Ciao Claudio«, antwortete ich und beugte mich über den Brötchenkorb. »Ist für mich auch eins dabei?«

»Aber *naturalmente*.« Er hob den Korb auf und hielt ihn mir hin. »Hab an alle gedacht.«

Alle, das waren heute nur Merle, Mike und ich. Ilka, die ihr Studium an der Kunstakademie in Düsseldorf angefan-

gen hatte, würde erst am Wochenende kommen. Mina befand sich noch in der Klinik, wo sie große Fortschritte in ihrer Therapie machte. Und Luke ...

»Luke ist nicht hier?«

Nein. Luke wollte in seiner eigenen Wohnung übernachten. Nein. Er war nicht geblieben. Und ja: Ich war sauer auf ihn. Doch das brauchte Claudio nicht zu wissen.

»Hatte er nicht vor, hier einzuziehen?«, fragte Claudio zuckersüß.

»Ja«, würgte Merle seine Neugier ab. »Irgendwann. Doch dazu müssen wir zuerst den Stall ausbauen. Aber das weißt du doch.«

Ich schnappte mir ein Brötchen und schnitt es auf. Merle, die auch für Mike und mich gedeckt hatte, ging zur Espressomaschine und ließ mir einen Kaffee einlaufen. Fürsorglich stellte sie ihn vor mir ab und setzte sich wieder hin.

Sie hatte Frieden geschlossen mit Luke, anders als Claudio, der die Meinung vertrat, Luke verhalte sich nicht wie ein liebender Mann.

Claudio und ich hatten nicht viel gemeinsam. Doch in dieser Frage waren wir uns ausnahmsweise einmal einig. Auch ich stellte mir unter Liebe was anderes vor.

Sollte Luke nicht viel häufiger das Bedürfnis haben, in meiner Nähe zu sein? Mich zu berühren? Mit mir zu lachen? Zu reden?

Sollte er nicht *Teil* von mir sein?

»Jemand, der erlebt hat, was Luke durchmachen musste«, verteidigte Merle ihn, wenn wir darüber sprachen, »so jemand kann nicht von heute auf morgen aus seiner Haut. Er hat mit einem Mal eine Identität abgestreift, die ihm jahrelang aufgezwungen worden war. Plötzlich steht er da wie nackt.«

Sie hatte ja recht. Ich war zu ungeduldig.

Aber ich sehnte mich so nach ihm.

Fühlte mich wie amputiert, wenn er nicht bei mir war.

»Das gibt sich mit der Zeit«, versuchte Merle mich in solchen Momenten zu trösten. »Inzwischen bin ich ganz froh, wenn Claudio nicht ständig um mich herumspringt.«

Doch das war kein Trost. Ich wollte nicht, dass es bei mir und Luke so wurde wie bei Claudio und ihr. Wollte mich nicht mit ihm streiten, dass die Fetzen flogen. Ihn hochkant rauswerfen und dann heulend in der Küche sitzen und zwei Päckchen Papiertaschentücher durchweichen.

Claudio behauptete, seine Eifersucht und sein aufbrausendes Temperament seien Teil seines sizilianischen Erbes, das er nicht verleugnen könne. Wenn er losbrüllte, tat er das in breitestem Italienisch und fuhrwerkte mit beiden Händen gefährlich in der Luft herum.

Danach war er sanft wie ein Lamm. Schuldbewusst. Überhäufte Merle mit Küssen und schwor ihr, sie niemals zu verlassen. Nannte sie seine Madonna und beteuerte, sie sei die schönste Frau der Welt.

Falls er so weit kam. Denn immer häufiger ließ Merle ihn toben und zog sich einfach zurück.

Oder sie warf ihn eben raus.

»Kommst du heute Abend nach Hause?«, fragte sie mich.

Ich nickte. Das knusprige Brötchen krachte verheißungsvoll, als ich hineinbiss. Die Säure des Quarks und die Süße des Honigs explodierten in meinem Mund. Ich schloss genießerisch die Augen.

»Machen wir dann was zusammen?«, fragte Merle.

»Unbedingt«, nuschelte ich mit vollem Mund.

»Du hast gesagt, du hast keine Zeit«, beschwerte sich Claudio, und die Ader an seiner Schläfe schwoll an.

»Hab ich auch nicht.«

»Und wieso verabredest du dich dann mit *ihr*?«

Anklagend zeigte Claudio mit dem Finger auf mich, als hätte er meinen Namen vergessen oder als ekle es ihn, die beiden Silben auszusprechen.

»Weil ich Lust darauf habe, mal wieder einen Weiberabend mit Jette zu verbringen.«

»Und ich?«, fragte Claudio.

»Du hast doch heute Abend sowieso volles Haus.« Merle nahm einen Schluck von ihrem Kaffee. »Da wirst du mich kaum vermissen.«

»Der Cousin eines Cousins verlobt sich. Mit einer Deutschen wohlgermt. Sein halbes Dorf kommt aus Sizilien angereist.« Claudio warf Merle einen anklagenden Blick zu. »Da brauche ich jede Hilfe.«

»Du hast hunderttausend Leute, die dir helfen.« Merle ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Außerdem springe ich oft genug ein. Heute Abend geht es nicht, tut mir leid.«

»Leid?« Claudio schoss die Worte bloß so über den Tisch. »Lügnerin! Es tut dir kein bisschen leid!«

Merle sah tatsächlich nicht aus, als fiele es ihr schwer, Claudio einen Korb zu geben. Ich hatte das Gefühl, eingreifen zu müssen.

»Und wenn wir beide ...«

»Bitte, Jette!«, unterbrach Merle mich. »Das hier ist eine Angelegenheit zwischen Claudio und mir.«

»Okay. Bin ja schon still.«

Sie hatte lange gebraucht, bis sie gelernt hatte, sich wenigstens ab und zu gegen den dominanten Claudio zur

Wehr zu setzen. Ich bewunderte sie aus vollem Herzen dafür, dass es ihr endlich mal gelang.

Claudio schob den Stuhl zurück und stopfte sein Handy in die Hosentasche.

»Ich gehe«, sagte er und drehte sich in der Mitte der Küche noch einmal dramatisch um. »Und komm heute Abend bloß nicht wieder angekrochen!«

Als die Haustür ins Schloss gefallen war, sah ich Tränen in Merles Augen schimmern.

»Merle ...«

»Schon gut.« Sie zog die Nase hoch. »Der kriegt sich auch wieder ein.«

»War das Claudio?« Mike kam herein. Die Haare standen ihm verwirbelt vom Kopf ab. Er ließ sich auf seinen Stuhl fallen, gähnte und sah uns forschend ins Gesicht. »Streit?«

»Was sonst?«, fragte Merle.

»Worum ging es denn diesmal?« Mike nahm sich ein Brötchen und biss hinein. Ein Krümel blieb in seinem Mundwinkel hängen.

»Eifersucht«, erklärte Merle knapp.

»Und? Hat er Grund dazu?«

»Hat er doch immer. Diesmal ist er sauer, weil ich einen Abend mit Jette verbringen möchte.«

»Was nicht heißt, dass *du* uns dabei nicht willkommen wärst«, sagte ich schnell.

»Lieb von euch.« Mike holte sich einen Kaffee und setzte sich wieder an den Tisch. »Aber ich fahre gleich nach Düsseldorf.«

Er hatte den Schrank, an dem er gearbeitet hatte, fertig restauriert und sich offenbar eine kleine Belohnung verdient. Die Trennung von Ilka fiel ihm schwer. Sie nur an den Wochenenden zu sehen, reichte ihm nicht aus.

»Ilka will mit mir über irgendwas sprechen.«

Ich musterte ihn und war erleichtert, als ich keine Anzeichen von Besorgnis fand.

»Über was denn?«, erkundigte Merle sich.

Mike hob die Schultern.

»Darüber wollte sie am Telefon nichts sagen. Sie klang irgendwie bedrückt.«

Als sie am Wochenende zu Hause gewesen war, hatte ich nichts davon bemerkt. Ich hatte aber auch wenig Zeit mit ihr verbracht. Wir befanden uns alle im Aufbruch.

Irgendwohin.

Studium. Beruf.

Und dann die Liebe, die bei keinem von uns unproblematisch war.

Auch Mina schien sich verliebt zu haben. Wenn sie alle paar Wochen mal bei uns war, erzählte sie immer wieder von einem anderen Patienten, mit dem sie offenbar viel Zeit verbrachte.

»Aber es ist zwischen euch doch alles in Ordnung?«, fragte ich.

Mike lachte. In diesem Lachen steckte sein ganzes Glück, um das er von Anfang an hart hatte kämpfen müssen. Und diese unzerstörbare Sicherheit, um die ich ihn so glühend beneidete. Doch er wurde rasch wieder ernst.

»Es kann nichts mit ihrem Studium zu tun haben«, sagte er. »Ich frage mich, ob es ihrer Mutter vielleicht nicht gutgeht.«

Mike und ich hatten Ilkas Mutter, die in einem Pflegeheim lebte, ein einziges Mal gesehen.

Und auch wieder nicht, denn sie hatte mit gesenktem Kopf in ihrem Zimmer gesessen und unsere Anwesenheit gar nicht richtig wahrgenommen. Vor vielen Jahren hat-

te sie bei einem schrecklichen Verkehrsunfall ihren Mann verloren und seitdem kein Wort mehr gesprochen.

Ilka besuchte sie, sooft sie konnte. Seit sie in Düsseldorf studierte, waren ihre Besuche jedoch seltener geworden.

»Jedenfalls«, sagte Mike und griff nach einem zweiten Brötchen, »jedenfalls bin ich gleich weg. Ihr beide dürft euren Weiberabend also nach Herzenslust genießen.«

Ich leckte mir den Honig von den Fingern, trank aus und brachte mein Geschirr zur Spülmaschine.

»Lass stehn«, sagte Merle. »Ich mach das. Heute muss ich ja nicht so früh los.«

Mittwochs blieb das Tierheim geschlossen. Da hatten die Mitarbeiter die Möglichkeit, sich ihre Zeit freier einzuteilen als sonst.

»Danke.« Ich umarmte sie und schmatzte dann Mike einen Kuss auf die Wange. Er hatte sich noch nicht rasiert und seine Haut war kratzig. »Grüß Ilka von mir. Und wenn ich irgendwie helfen kann, gib mir Bescheid, ja?«

Wenig später hatte ich meine Tasche gepackt und ging in die Scheune. Weil ich mich etwas verspätet hatte, wollte ich meinen Wagen nehmen, um nach Köln zu fahren. Mit ein bisschen Glück würde ich einen Parkplatz finden. Andersn gelang das immerhin jeden Tag.

Wässriger Schnee fiel aus einem bleischweren Himmel. Die Scheibenwischer schichteten ihn auf der Windschutzscheibe zu kleinen Schneewänden auf.

Mir war kalt und ich drehte die Heizung hoch.

Ob es in Düsseldorf auch schneite?

Wieder einmal wurde mir bewusst, wie sehr sich unser Leben verändert hatte. Einige von uns verbrachten immer mehr Zeit außerhalb der Wohngemeinschaft. Da konnte es schon passieren, dass wir wichtige Dinge versäumten.

Wann hatte ich das letzte Mal intensiv mit Mina gesprochen? Wann hatten Ilka und ich uns zuletzt mal für länger zusammengesetzt?

Was wusste ich überhaupt noch über meine Freunde?

Diese Gedanken wollten mir nicht aus dem Kopf. Ich nahm sie mit nach Köln und in die Uni. Wo ich sie überhaupt nicht gebrauchen konnte.

*

Ilka hatte die halbe Nacht wach gelegen. Schließlich war sie gegen drei Uhr aufgestanden, hatte sich einen großen Becher Milch aufgewärmt und sich damit an eines der drei Fenster gestellt, die zur Straße lagen.

Die schönen hohen Holzfenster und der alte Dielenboden waren ein Luxus, für den sie dankbar war. Es hatte an ein Wunder gegrenzt, dass sie dieses Zimmer überhaupt gefunden hatte.

Für die begehrten Apartments in den Wohnanlagen des Studentenwerks gab es endlose Wartelisten, da hatte sie es gar nicht erst versucht.

Durch einen glücklichen Zufall war sie dann mitten in der City mit einer Studentin ins Gespräch gekommen, die einen Nachmieter für ihr möbliertes Zimmer suchte.

Und nun war sie hier.

Das Haus lag in der Inselstraße, direkt am Hofgarten, und Ilka brauchte ihn nur zu durchqueren, um zur Kunstakademie in der Eiskellerstraße zu gelangen. Von dort aus waren es wenige Schritte bis zum Rhein, wohin Ilka sich oft flüchtete, wenn sie Heimweh nach ihrer WG hatte oder Sehnsucht nach Mike – oder wenn sie einfach das heulende Elend überkam.

Sie hatte nicht mehr so viel Zeit für ihre Mutter, und das bereitete ihr zunehmend ein schlechtes Gewissen. Die Heimleiterin gab sich alle Mühe, ihr das auszureden.

Eine Tochter wie Sie kann man sich nur wünschen.

Doch das änderte nichts daran, dass Ilka sich innerlich zerrissen fühlte. Sie war verantwortlich für ihre Mutter, denn sonst gab es nur noch Tante Marei, die hin und wieder bei ihrer Schwester vorbeischaute.

In sich verkapselt sah Ilkas Mutter den Tagen zu, die vor ihrem Fenster vergingen, den Kopf leicht zur Seite geneigt, als lausche sie in sich hinein.

Wo vielleicht all das ruhte, was sie nicht mehr aussprechen konnte.

Kein Wort. Seit damals.

Ilka gab sich selbst und Ruben noch immer die Schuld an dem Unfall, der ihren Vater getötet hatte. Er war passiert, direkt nachdem die Eltern das schreckliche Geheimnis ihrer Kinder entdeckt hatten.

Liebe kann nicht böse sein.

Wie oft hatte Ruben das gesagt.

Vielleicht nicht böse, dachte Ilka. Aber falsch.

Sie hob den Becher an die Lippen und trank. Erinnerete sich beim Geruch und Geschmack der heißen Milch an ihre Mutter, wie sie vor dem Unfall gewesen war. Aufmerksam. Fürsorglich. Liebevoll.

Tränen traten ihr in die Augen.

Sie vermisste ihre Mutter. Das, was in der leeren Hülle, die in dem Heim für psychisch Kranke versorgt wurde, noch immer irgendwo verborgen sein musste.

»Mama ...«

Seit sie den Brief bekommen hatte, tauchten all die Erinnerungen wieder auf.

Wie abgetragene Schuhe, die jemand in einen Teich geworfen hat und die ein Angler Jahre später zufällig an die Oberfläche holt.

Bitte, dachte Ilka. Nicht ...

Es hatte so lange gedauert, bis sie ein wenig Frieden gefunden hatte.

Bis ihre Haare nachgewachsen waren.

Bis sie gelernt hatte, Mike zu vertrauen.

Und noch immer versetzte die Nähe zu ihm sie in manchen Momenten in Panik.

Es konnte sein, dass ihr bei seinen Berührungen die Luft wegblieb.

Dass sie tausend Tode starb.

Seine Hände auf der Haut nicht ertrug.

Bei ihren Sitzungen mit Lara Engler konnte sie mittlerweile darüber sprechen. Mühsam. Zögernd. Schritt für Schritt.

Sie hatte beschlossen, die Therapie, zu der Tante Marei sie ursprünglich überredet hatte, nicht abubrechen. Denn inzwischen war ihr klar, dass sie Laras Hilfe dringend brauchte.

Wie war sie nur jemals ohne sie zurechtgekommen?

Der Hofgarten hatte die Schwärze der Nacht aufgesogen. Es war vollkommen still.

Solche Augenblicke waren selten, denn die Verkehrsgerausche von der Hofgartenrampe, dem Joseph-Beuys-Ufer und der Oberkasseler Brücke verstummten so gut wie nie.

Ilka wandte sich vom Fenster ab und wanderte im Zimmer umher. Sie war zu unruhig, um sich hinzusetzen.

Fast zwei Jahre waren seit Rubens Tod vergangen.

Hatten sie in Sicherheit gewiegt.

Sie eingelullt.

Und jetzt holte alles sie wieder ein.

Sie vermied es, zum Schreibtisch zu blicken.

Dennoch sah sie den Brief.

Spürte ihn vielmehr. Wie man einen fremden Blick spürt.

... bitte ich dich um ein Treffen. Am besten in meinem Atelier. Melde dich doch einfach in den nächsten Tagen bei mir, damit wir alles besprechen können ...

Thorsten Uhland.

Ein alter Freund ihres Bruders.

Ruben hatte ihn zu seinem Nachlassverwalter bestimmt, und Ilka war ihm ein einziges Mal, anlässlich der Testamentseröffnung, begegnet.

Sie hatte keine Ahnung gehabt. Es war ihr nicht mal in den Sinn gekommen, dass Ruben ein Testament gemacht und sie darin bedacht haben könnte, denn sie hatte ihn nach dem Unfall der Eltern für immer aus ihrem Leben verbannt.

Zumindest hatte sie das geglaubt.

Doch sie hatte sich geirrt. Wie aus dem Nichts war Ruben plötzlich wieder aufgetaucht und hatte sie aus der vermeintlichen Sicherheit gerissen, die sie mittlerweile bei Tante Marei, Onkel Knut und den Zwillingen gefunden hatte.

Ilka fröstelte und umklammerte den Oberkörper mit beiden Armen.

Rubens Tod schließlich hatte die Türen zu ihrer Vergangenheit endgültig zugeschlagen, und sie hätte sie am liebsten nie wieder geöffnet.

»Ich kann dir dabei helfen«, bot Lara ihr immer wieder an, »doch du allein besitzt die Schlüssel zu dem, was du in dir verschlossen hast.«

Am liebsten hätte Ilka diese Schlüssel im hohen Bogen

in den Rhein geworfen, damit sie dort verrotteten. Wozu sollte sie die Türen öffnen? Sie immer ein Stückchen weiter aufschieben? Warum sich immer wieder quälen?

Mit großem Elan hatte sie ihr Studium begonnen, nachdem sie es endlich gewagt hatte, ihr Talent anzuerkennen. Hatte gemalt und gemalt und sich mit jedem Bild mehr von Ruben befreit.

Befreit ...

Bitter lachte sie auf, und ihre Stimme störte die Nacht, die ruhig in ihrem Zimmer lag, nur schwach erhellt vom Licht der Schreibtischlampe.

Sie würde sich niemals befreien können.

Draußen trudelten dicke Schneeflocken vom Himmel. Die kindliche Freude darüber durchbrach nur kurz ihre Müdigkeit. Sie fühlte sich wie zerschlagen und hatte das Gefühl, dem Tag nicht gewachsen zu sein.

Das Einzige, was sie aufrechthielt, war der Gedanke daran, dass Mike schon bald auf dem Weg zu ihr sein würde. Nur ein paar Stunden in der Akademie, dann würde sie ihn sehen.

Die Sehnsucht nach ihm war fast unerträglich.

sen und Weiden ringsum, die sie an Bauern verpachtet hatten. Früher hatte die Familie noch viel mehr besessen.

Sogar die Seelen der hier lebenden Menschen, munkelte manch einer aus dem Dorf.

Bodo hielt sich von den alten Damen fern. Er grüßte höflich, wenn eine Begegnung unvermeidlich war, ließ sich jedoch nicht auf ein Gespräch ein.

Die Feindseligkeit der Schwestern war mit Händen zu greifen. Sie umgab sie wie eine Aura und machte jede Annäherung unmöglich.

Die Botschaft war eindeutig: Er hatte hier nichts zu suchen.

Egal.

Bodo hatte längst damit aufgehört, die Probleme der andern zu seinen eigenen zu machen. Das hatte er in der Zeit seiner Arbeitslosigkeit gelernt. Anderthalb endlose Jahre ohne richtigen Job, und das mit Anfang zwanzig.

Unverschuldet. Doch wer fragte schon danach?

Kein Schwein.

Wie der letzte Dreck war er sich vorgekommen. Unnütz. Aussortiert. Hatte plötzlich viel zu viel Zeit gehabt und viel zu wenig Knete.

Mit andern rumzuhängen, war am Anfang gar nicht mal schlecht gewesen. Doch dann war auch das öde geworden. Genau wie die Typen, die sich plötzlich seine Freunde nannten.

Als er zum ersten Mal das Angebot bekam, für eine beachtliche Summe verdächtige Pakete mit wenig Aufwand zu verdächtigen Adressen zu transportieren, war er vor allem erleichtert gewesen, endlich etwas zu tun zu haben.

Er hatte nicht wissen wollen, was genau sich in den Pa-

keten befand, die er kreuz und quer durch Europa kutscherte und ablieferte, ohne Fragen zu stellen.

Er wusste es bis heute nicht.

Und dann war Thorsten Uhland auf der Bildfläche erschienen. Hatte ihm hier und da einen Auftrag erteilt. Nichts Großes. Mal hatte er bei den Vorbereitungen zu einer Ausstellung geholfen, mal Bilder zu Kunden gebracht.

Er hatte Thorsten Uhlands Atelier renoviert und sorgte dafür, dass der Vorrat an Farben und Malutensilien regelmäßig aufgestockt wurde.

Und nun hatte Thorsten Uhland ihm die erste wirklich selbstständige Aufgabe anvertraut.

Das hier war sein richtiger Einstieg in die Arbeitswelt, und den machte ihm keiner madig. Er würde sich nicht abschrecken lassen, gleichgültig, wie eisig ihm die Schwestern Ritter auch begegnen mochten.

»Verdammt!«

Die Zigarette war zwischen seinen Fingern verglüht und hatte ihm die Haut versengt. Er ließ sie fallen und trat sie mit der Schuhspitze aus. Dann bückte er sich, hob die zerbröselten Reste auf und legte sie in den Aschenbecher, den er immer bei sich trug. Eine bunt bemalte Pillendose, die er unter allerlei Krempel in Thorsten Uhlands Atelier gefunden und dann von ihm geschenkt bekommen hatte.

Thorsten Uhland war großzügig.

Nicht nur in kleinen Dingen.

Und für diesen Job hier würde er bestimmt einiges über die übliche Bezahlung hinaus locker machen.

Bodo warf einen letzten Blick auf das Haus, bevor er sich umwandte und wieder an die Arbeit ging.

Eine Gardine bewegte sich.

Emilia. Oder Hortense.

Eine von beiden beobachtete ihn.

Und obwohl er kräftig genug war, um keine Angst vor alten Damen zu haben, zog sich die Haut in seinem Nacken zusammen.

Giftspritzen, dachte er.

Doch die Zeit, die er hier verbringen würde, war absehbar.

Gott sei Dank.

*

Thorsten Uhland stand in seinem Atelier und starrte auf die weiße Leinwand. Er bekam nicht jeden Tag einen solchen Auftrag, und eigentlich sollte es ihn in den Fingern jucken.

Ein Triptychon für die Stadt Stralsund.

Abstrakt.

Ganz nach seinen Vorstellungen.

Und auch preislich ließen sie sich nicht lumpen.

Der Auftrag war zustande gekommen, weil einer aus dem Stadtrat sich anlässlich einer Ausstellung im vergangenen Winter in ein Bild Thorsten Uhlands verliebt und es erworben hatte, um es seiner Frau zur Silberhochzeit zu schenken.

Es war eine Gemeinschaftsausstellung mehrerer Künstler gewesen, und Thorsten hatte darauf verzichtet, bei der Eröffnung anwesend zu sein.

Stralsund lag am Ende der Welt, das Winterwetter war nicht kalkulierbar, und er hatte das zum willkommenen Anlass genommen, der Vernissage fernzubleiben. Sieben-

hundert Kilometer über vereiste Autobahnen wollte er sich nicht zumuten.

Außerdem hasste er es, mit der Bahn zu reisen. Selbst im Großraumwagen fühlte er sich eingesperrt und geriet leicht in Panik, weil er die Situation nicht kontrollieren konnte. Aus demselben Grund bestieg er ein Flugzeug nur im absoluten Notfall.

Ihm war klar, dass sich daran etwas ändern musste, denn in Zukunft sollte er beweglich sein und das nicht nur innerhalb Deutschlands.

Mein Leben wird sich komplett verändern, dachte er mit einer Mischung aus Faszination, Freude und Unbehagen. Nicht mehr lange, und er würde einen Namen in der Kunstwelt haben.

Wenn auch nicht aus eigener Kraft, sondern eher geliehen. Gewissermaßen.

Er schüttelte die Gedanken ab und konzentrierte sich wieder auf die weiße Leinwand.

Diese verfluchte Unsicherheit!

Dabei hatte er das Triptychon doch bereits skizziert.

Und die Blätter wieder zerrissen ...

Er war nicht spontan genug. Nicht mutig. Zögerte bei jedem Pinselstrich.

Immer war ihm sein Kopf im Weg.

Und die Erinnerung an Ruben.

Ruben hatte nie eine Kunstakademie von innen gesehen. Dennoch hatten ihn die große Elisabeth Schwanau und der legendäre Emil Grossack unterrichtet. Privat.

Davon hätte Thorsten nicht einmal zu träumen gewagt.

Er selbst war Autodidakt. Hatte vor dem Abi die Schule geschmissen und war ein Jahr lang durch Europa vagabundiert.

Das war seine Schule gewesen.

Er hatte Menschen porträtiert. In den U-Bahnen, auf Märkten und in Cafés. Hatte Szenen des Alltags festgehalten und die Landschaft zahlloser Gesichter auf Papier gebannt. Vor Kirchen und Museen hatte er meterweise Straßenpflaster bemalt, um sich die nächste Mahlzeit zu verdienen oder ein warmes Bett für die Nacht.

Er hatte sich daran gewagt, die Meister zu kopieren.

Hatte gelernt, gelernt und gelernt.

Fehler gemacht. Misslungene Zeichnungen in einem zornigen Ritual verbrannt. Sich hundert Mal geschworen, dem Rat seiner Eltern zu folgen und mit dem Malen aufzuhören.

Einen anständigen Beruf zu erlernen.

Etwas mit Pensionsanspruch.

Und war der Kunst doch immer weiter verfallen.

Bei einer kleinen Ausstellung zu dem Thema *Die neuen jungen Wilden* hatte er dann Ruben kennengelernt.

Ruben hatte ihn fasziniert mit seiner Unbedingtheit. Seinen Visionen. Und der festen Entschlossenheit, sie niemals und unter keinen Umständen zu verraten.

Von Anfang an hatte er einen eigenen, leicht wiedererkennbaren Stil entwickelt. Seine Themen änderten sich, nicht aber seine Handschrift.

Das vor allem war es, was ihn von anderen Malern unterschied – er hatte seinen Weg nicht suchen müssen. Er hatte ihn vom ersten Schritt an unbeirrt verfolgt.

Sie teilten sich ein Atelier in einer alten Fabrik am Rand von Köln. Der Besitzer hatte das Gebäude an Künstler vermietet, weil er sich damit Renovierungsarbeiten ersparte.

Denn den Künstlern gefiel der baufällige Zustand der

großen Räume. Sie mochten den Blick aus den verwitterten Fenstern, der auf ein Grundstück fiel, in dem seit Jahren keine menschliche Hand mehr Ordnung geschaffen hatte. Und den Anblick der bröckelnden Mauern empfanden sie als inspirierend.

Draußen umschlang Efeu die Stämme hoher Bäume. Generationen herabgefallener Blätter hatten sich zersetzt und vermittelten einem die Illusion, auf weichem Waldboden zu laufen. Fast duftete es auch wie im Wald.

Dennoch gelangte genügend Licht durch die riesigen Fenster.

Gutes Licht.

Licht, in dem Großes entstehen konnte.

Das einem jedoch auch gnadenlos die Schwächen aufzeigte.

Thorsten hatte dieses Atelier vom ersten Augenblick an geliebt. Es hatte ihn magisch angezogen. Sobald er es verließ, war es, als hätte sich der Tag verdunkelt.

In dem Geruch nach Farbe und Terpentin war er zu Hause. Er am einen Ende des Raums und Ruben am andern.

Gleich am ersten Tag hatte Ruben ihn aufgefordert, sich für eine Hälfte des Ateliers zu entscheiden. Er selbst hatte die andere genommen. Es schien ihm nicht wichtig zu sein.

Nichts schien ihm wichtig zu sein.

Außer seiner Malerei.

Er malte wie ein Besessener. Vergaß das Essen und Trinken. Verschwendete keinen Blick auf seine Umgebung. Schlenderte so gut wie nie durch den Dschungel von Garten. Man musste ihn schon energisch dazu auffordern, das Haus zu verlassen, ihn regelrecht aus der Arbeit zerren.

Wenn sie alle zusammenhockten und sich die Köpfe heiß redeten über das, was sie taten, was sie wollten und sich ersehnten, saß Ruben wie auf glühenden Kohlen. Es ging ihm nicht um Theorie. Er hatte keine Vorbilder. Keinen Plan.

Er überlegte nicht.

Er malte.

Kämpfte mit der Leinwand und den Farben.

Ergab sich ihnen.

Immer häufiger kam es vor, dass es ihm gelang, sie seinem Willen zu unterwerfen. Das waren die Tage, an denen sich so etwas wie Glück in seinem Gesicht spiegelte.

Doch sein Hochgefühl hielt nie lange an. Es blitzte auf wie ein Wetterleuchten und erlosch im nächsten Augenblick.

Ruben legte keinen Wert auf sein Aussehen, lief ewig in denselben Klamotten herum. Rasierte sich nicht. Kämmte sich nicht. Dennoch lagen ihm die Mädchen zu Füßen. Er brauchte bloß die Hand nach ihnen auszustrecken.

Manchmal tat er das. Dann war er ein paar Wochen mit einer zusammen, die ihm gefiel.

Aber es war nie von Dauer, und er war wieder allein.

Oft schwieg er tagelang. Dann vergrub er sich in seinen Gedanken und war für niemanden ansprechbar. In solchen Phasen ließ man ihn besser in Ruhe, denn wenn man in ihn drang, rastete er aus.

Thorsten erinnerte sich noch gut an die Folgen. Mehrmals hatten sie neue Fensterscheiben einsetzen lassen müssen, nachdem Ruben seine Wut ausgetobt hatte. Wie oft hatte er frische Farben besorgt, weil Ruben in einem Anfall sämtliche Utensilien vom Tisch gewischt und zertrampelt hatte.

Vor nichts und niemandem hatte er haltgemacht.

Einzig die Bilder hatte er niemals angerührt, weder seine eigenen, noch die anderer.

In dem Fabrikgebäude gab es zehn Ateliers. Jedes wurde von mindestens zwei Künstlern genutzt. Um Geld zu sparen, denn keiner von ihnen hatte damals gewusst, wie er die Miete aufbringen sollte.

Leinwand, Farbe, Pinsel, Spachtel und Kreide verschlangen einen Großteil dessen, was ihnen monatlich zur Verfügung stand, auch wenn sie mit den kostengünstigsten Materialien arbeiteten und die Bilderrahmen aus einfachem Holz selbst zusammenhämmerten.

Sie standen am Anfang ihrer Laufbahn und hatten dasselbe Ziel: berühmt zu werden.

Oder doch wenigstens von ihrer Kunst leben zu können.

Sie unterstützten sich gegenseitig, organisierten gemeinsame Ausstellungen, machten aus dem Fabrikgebäude einen schäbigen Tempel der Kunst.

Ganz allmählich floss Geld herein, gelang es diesem oder jenem, ein Bild, einen Wandteppich, eine Skulptur zu verkaufen. Das wurde jedes Mal gebührend gefeiert, denn allzu oft kam es nicht vor.

Bis die Öffentlichkeit Ruben entdeckte.

Journalisten rannten ihnen die Türen ein, um ein Interview mit ihm zu ergattern. Galeristen klopfen an. Es hagelte Auszeichnungen. Und Einladungen zu Ausstellungen in den Kunstmetropolen.

Berlin. Köln. München. Hamburg.

London. Paris. New York.

Rubens Aufstieg spielte sich in einer atemberaubenden Geschwindigkeit ab, und sie alle sahen fassungslos zu.

Leider färbte sein Erfolg nicht ab. Im Gegenteil. Die An-

erkennung, die Ruben fand, vergrößerte nur die Bedeutungslosigkeit der andern.

Er streifte sein altes Leben ab und richtete sich in einem neuen ein. Dazu verließ er die Kunstfabrik und kaufte sich ein Haus, dessen Nebengebäude, eine ehemalige Schreinerwerkstatt, er zu einem großen Atelier ausbaute.

Ruben Helmbach war ein Star geworden.

Zu seinem Freund hielt er weiterhin den Kontakt aufrecht. So war Thorsten der Einzige, der mitbekam, dass Rubens grandioser Erfolg niemanden weniger interessierte als diesen selbst.

Ein fiebriger Ehrgeiz trieb ihn an. Das unwiderstehliche Verlangen, *das vollkommene Bild* zu erschaffen.

Er verzehrte sich bei den Versuchen, sein Ideal zu erreichen.

Thorsten trat einen Schritt zurück und legte Palette und Spachtel auf einem der beiden langen Tische ab, die er nun schon seit Jahren allein benutzte. Er hatte niemandem Rubens Hälfte des Ateliers angeboten.

Seit damals nicht. Und erst recht nicht nach Rubens Tod.

Die Miete hatte er immer irgendwie zusammengekratzt, und in den vergangenen Jahren hatte er von seinen eigenen Bildern leben können.

Nein. Das Malen konnte er für den Moment vergessen. Er stieg auf den Crosstrainer, den er sich angeschafft hatte, um ab und zu überschüssige Energie loszuwerden, und legte ein ziemliches Tempo vor. Erst als ihm der Schweiß über die Schläfen lief, hatte er sich halbwegs von den Gedanken an seinen toten Freund befreit.

Er lebte nun schon zwei Jahre mit Rubens Gespenst, doch statt zu verblassen, nahm es von Tag zu Tag mehr Farbe an.

Thorsten steigerte das Tempo noch einmal.
Er rang nach Luft. Keuchte.
Aber vor Gespenstern konnte man nicht fliehen.

*

Emilia Ritter strahlte übers ganze Gesicht, als ihr Blick auf Merle fiel.

»Merle! Wie schön! Treten Sie doch ein!«

Immer schien sie sich aufrichtig zu freuen, obwohl Merle jede Woche ins Haus kam. Seit sie – endlich – eine feste Stelle im Tierheim hatte, gehörte die wöchentliche Berichterstattung zu ihren Aufgaben.

Frau Donkas, die Heimleiterin, war froh gewesen, die Pflichtbesuche bei den Ritters an Merle delegieren zu können. Sie kam mit den alten Damen nicht zurecht, und das hatte die Spendierfreudigkeit der Schwestern mit der Zeit empfindlich beeinträchtigt. Selbst der gewohnte Scheck zu Weihnachten war im letzten Jahr ausgeblieben, was dazu geführt hatte, dass die Hundezwinger, die zum Teil schon baufällig waren, nicht renoviert werden konnten.

Das Albert-Schweitzer-Tierheim finanzierte sich über eine Stiftung, die Emilia und Hortense Ritter, beide leidenschaftliche Tierschützerinnen, vor langer Zeit ins Leben gerufen hatten. Diese Tatsache erlaubte Frau Donkas gewisse Freiheiten, um die Kollegen anderer Einrichtungen sie glühend beneideten.

Die meisten Tierheime arbeiteten beinahe ausschließlich mit ehrenamtlichen Kräften. Dass Merle fest eingestellt werden konnte, war einzig und allein der Großzügigkeit der Ritterschen Zuwendungen zu verdanken.

Dafür jedoch verlangten die alten Damen Rechenschaft

über alles und jedes, und so hatte sich der wöchentliche Besuch ergeben. Eine Verpflichtung, die Frau Donkas aus vollem Herzen verabscheut, Merle jedoch ohne Zögern übernommen hatte.

Sie mochte Emilia und Hortense und unterhielt sich gern mit ihnen. Gut, sie waren ein wenig sonderlich und hatten ihre Schrullen, doch wer hatte die nicht?

»Kommen Sie, Kind. Kommen Sie«, sagte Emilia und tippelte eilig voran.

In dem überladenen, aufgeheizten Wohnzimmer saß Hortense Ritter am altmodischen Nussbaumklavier, ohne zu spielen. Als sie Schritte hörte, erhob sie sich von dem lederbezogenen Klavierstuhl und drehte sich um.

»Merle!« Auch über ihr Gesicht huschte ein Ausdruck von Freude. »Sie trinken doch ein Tässchen Tee mit uns?« *Teatime*, dachte Merle. Na dann.

Der runde Couchtisch war, wie jedes Mal, bereits gedeckt. Altes Meißner Porzellan mit Blumendekor. Silberne Kaffeelöffel und Kuchengabeln mit Familienmonogramm. Brombeerfarbene Servietten, hauchdünn, fast durchsichtig. Als könnte der geringste Lufthauch sie durch die Luft wirbeln.

In einer bauchigen Vase leuchteten kleine gelbe Chrysanthemen.

Wie Sonnen, dachte Merle, die den Sommer vermisste und sein Licht.

Emilia zündete die Kerze an und überzeugte sich, dass das Teelicht im Stövchen brannte.

Der Tee in der Kanne duftete nach Weihnachten, ebenso wie der Schokoladenkuchen, der Merle das Wasser im Mund zusammenlaufen ließ.

»Nehmen Sie doch bitte Platz.«

Eigentlich widerstrebte es Merle, sich von den alten Damen bedienen zu lassen, doch sie hatte begriffen, dass es ihnen Freude machte, sie zu bewirten. Sie bekamen nicht mehr viel Besuch und verließen das Haus nur noch selten.

»Möchten Sie ein wenig Musik hören?«, erkundigte sich Hortense.

»Nein«, antwortete Emilia, bevor Merle den Mund aufmachen konnte. »Deine Musik stört.«

»Musik stört ein Gespräch nicht«, widersprach Hortense. »Sie untermalt es höchstens.«

»Bitte, Hortense!«

»Danke, Emilia«, öffnete Hortense ihre Schwester nach.

»Dieser Kuchen sieht zum Anbeißen aus«, unterbrach Merle den Schlagabtausch der beiden. Sie strahlte erst Emilia an, dann Hortense. Oft half ein Lächeln, um die Streithennen zu besänftigen.

»Ich habe ihn selbst gebacken«, verriet Emilia mit leisem Stolz.

Das war in der Tat ungewöhnlich, denn es gab in diesem Haus zwei Angestellte, die sämtliche Arbeiten erledigten. Ein Ehepaar um die fünfzig. Die Frau versorgte den Haushalt, ihr Mann kümmerte sich um das Anwesen.

»Und Frau Morgenroth musste anschließend die ganze Küche wischen«, wies Hortense ihre Schwester zurecht.

Emilia ignorierte den Einwurf. Sie schnitt den Kuchen an und legte Merle ein dickes Stück auf den Teller.

»Mir nicht.« Hortense hielt abwehrend die Hand über ihren eigenen Teller. »Du weißt ja – mein Magen.«

Emilia nahm sich ebenfalls ein Stück und schenkte Tee ein, der goldgelb und dampfend in die Tassen floss. Dann setzte sie sich und beobachtete lächelnd, wie Merle den ersten Bissen aß.

Merle schloss die Augen. Sie liebte Schokolade in jeder Form.

»Göttlich«, murmelte sie und fragte sich, wie Frau Donkas nur auf das hier verzichten konnte.

Sie spürte eine leichte Bewegung an ihrem Bein und beugte sich zu dem roten Kater hinunter, der seinen runden Kopf in ihre Hand schmiegte. Er schien alt wie die Welt. Seine klugen Augen hatten viel gesehen und seine Ohren waren von zahllosen Kämpfen zerfetzt.

»Hallo, mein Freund«, sagte Merle zärtlich, und der Kater begann zu schnurren.

Die Schwestern hatten ihn vor Jahren in ihr Haus aufgenommen. Damals, so erzählten sie, war er ein schlimmer Haudegen gewesen, ein Streuner, der sich von Abfällen ernährt und einen völlig verwahrlosten Eindruck gemacht hatte.

Schauen Sie sich sein Fell an«, sagte Hortense mit liebevollem Stolz. »Es strotzt nur so vor Gesundheit. Als er zu uns gekommen ist, war es verfilzt und ohne Glanz, und an manchen Stellen konnte man die nackte Haut erkennen.«

Sie nannten ihn *Dottore*, hatten jedoch mittlerweile vergessen, warum.

Der Kater ließ sich zu Merles Füßen nieder und schloss die Augen.

»Er mag Sie«, stellte Hortense mit einem leisen Unterton von Neid in ihrer Stimme fest.

»Ich mag Merle auch«, sagte Emilia.

»Aber du legst dich ihr nicht zu Füßen«, konterte Hortense.

Die Unterhaltungen zwischen den Schwestern kippten häufig ins Absurde. Dann begriff Merle überhaupt nicht mehr, worum es eigentlich ging. Den alten Damen schien

es egal zu sein. Sie machten einfach immer weiter, solange man sie nicht stoppte.

»Wir dachten, wir veranstalten im Heim dieses Jahr wieder ein Osterfest«, versuchte Merle es und hatte sofort ihre ungeteilte Aufmerksamkeit. »Ein bisschen größer diesmal. Vielleicht können wir ein paar Künstler gewinnen, die ihre Werke bei uns ausstellen. Bilder, Fotografien, Arbeiten aus Ton, kleine Skulpturen oder Seidenmalerei. Und vielleicht können wir einen Workshop anbieten. Manche Goldschmiede beispielsweise bieten Kurse an, in denen man selbst ein Schmuckstück herstellen kann.«

»Sie sprechen von Hobbykünstlern?«, erkundigte sich Hortense.

»Nicht unbedingt.« Merle sah Hortense und Emilia bitrend an. »Wo Sie doch an der Quelle sitzen und so viele Künstler kennen, gelingt es Ihnen möglicherweise, den einen oder anderen Profi zu überzeugen, für eine gute Sache mitzumachen.«

Emilia schmunzelte. Es sah aus, als ließe sie sich die Sache bereits durch den Kopf gehen.

»Wir wollen schon jetzt mit der Planung anfangen, damit nicht am Ende wieder alles auf den letzten Drücker passieren muss«, erklärte Merle. »Wie finden Sie die Idee?«

»Sehr ansprechend«, murmelte Hortense, in deren Kopf es ebenfalls arbeitete. »Das könnte dem Tierheim tatsächlich Aufmerksamkeit verschaffen. Und es wäre einmal etwas anderes als der ewige Flohmarkt, der enorm viel Aufwand fordert und dann so wenig abwirft.«

»Mike würde gern einige restaurierte Möbelstücke ausstellen«, sagte Merle. »Darunter sind ein paar echt schöne Kostbarkeiten. Einen Teil des Erlöses würde er für das Heim spenden.«

»Er ist ein Schatz«, sagte Emilia, die Mike ins Herz geschlossen hatte.

Hortense verdrehte die Augen. »Du kennst den jungen Mann doch kaum.«

»Ich kenne ihn durch Merles Erzählungen.«

»Und das reicht aus, um ihn einen Schatz zu nennen?«

»Für dich vielleicht nicht«, wehrte sich Emilia. »Aber du bist nicht der Maßstab aller Dinge, meine Liebe.«

Nicht zum ersten Mal fragte Merle sich, warum die Schwestern sich nicht aus dem Weg gingen. Sie hatten ihr ganzes Leben miteinander verbracht, von Geburt an, und immer hatten sie in diesem Haus gelebt. Keine von beiden hatte je geheiratet oder Kinder bekommen.

Sie waren so sehr aufeinander eingespielt, das sie aus reiner Langeweile beim geringsten Anlass zu streiten begannen.

Dabei konnten sie es so viel besser haben. Sie besaßen ein riesiges Haus, das bestimmt leicht in zwei voneinander unabhängige Wohneinheiten aufteilbar war.

Dottore, der ein feines Gespür für drohendes Unheil besaß, rappelte sich widerwillig auf und trottete leise protestierend davon.

»Da siehst du's«, beschwerte sich Emilia. »Jetzt hast du ihn vergrault!«

»Lächerlich! *Du* hast ihn mit deiner aggressiven Stimme in Angst und Schrecken versetzt.«

Emilia stand auf und warf ihre Serviette auf den Tisch. Der Zorn machte ihr Kinn spitz und weiß.

»Geh doch«, spottete Hortense. »Verkriech dich in deinem Zimmer und träum dir die Welt rosarot. Darin bist du doch unübertroffen.«

Zwei Tränen rollten über Emilias knittrige Wangen.

Hortense beugte sich vor und lud sich ein mächtiges Stück Kuchen auf ihren Teller. Während Emilia immer noch an ihrem Platz stand und auf sie hinabsah, zitternd vor unterdrückter Wut, fing sie gleichmütig an zu essen.

»Oh, schon so spät!« Merle schob den Ärmel ihres Pulis wieder über die Uhr an ihrem Handgelenk. »Ich muss los. Frau Donkas hat heute eine Menge Außentermine und einer muss doch die Stellung halten.«

»Irgendetwas Besonderes?«, fragte Emilia und ließ sich zögernd wieder auf ihrem Stuhl nieder.

»Wir haben vor ein paar Tagen eine trüchtige Katze bekommen. Sie kann jederzeit werfen.«

Mehr brauchte sie nicht zu erklären. Die Schwestern liebten Tiere über alles und die Bedürfnisse der Heimbewohner gingen immer vor. Es gab für sie nichts Wichtigeres.

Abgesehen von der Kunst.

Draußen schlang Merle sich den Schal um den Hals und lauschte einen Augenblick in die Stille, die sie hier oben jedes Mal aufs Neue überraschte. Diese Stille war so dicht, dass es sich anfühlte, als hätte man Watte in den Ohren. Merle hörte ihr Blut rauschen.

Vereinzelte Schneeflocken schwebten vom Himmel herab.

Als Merle zu ihrem Fahrrad ging, fiel ihr Blick auf das Gebäude, das, ein Stück abseits, im Schutz hoher Kiefern lag.

Rubens Haus, wie die Schwestern es nannten.

Erstaunt blieb sie stehen.

In den Fenstern brannte Licht.

Das war noch nie vorgekommen.

Fröstelnd setzte sie die Mütze auf und streifte die Handschuhe über. Auf einmal war ihr furchtbar kalt, und sie sehnte sich danach, ins warme Büro zu kommen.

*

Ich konnte es noch gar nicht fassen, dass ich tatsächlich mit meinem Studium angefangen hatte. Alles war noch so neu. An alles musste ich mich erst gewöhnen.

Dass ich Psychologie studieren würde, war meinem Unterbewusstsein offenbar schon eine ganze Weile klar gewesen. Die Entscheidung war mir leichtgefallen, und ich hatte noch keine Sekunde daran gezweifelt, dass ich das richtige Studienfach gewählt hatte.

»Wenn ich dir helfen kann, sag Bescheid«, hatte Tilo mir angeboten. »Obwohl«, er hatte mich in seiner un-nachahmlichen, jungenhaften Art angelächelt, »obwohl ich natürlich weiß, dass du den Ehrgeiz hast, alles allein zu schaffen.«

Da kannte er mich bereits ziemlich gut.

Ich hatte ihn längst ins Herz geschlossen. In den vergangenen Jahren war er mehr für mich da gewesen als mein eigener Vater, der vollauf mit seiner Arbeit und seiner neuen Familie beschäftigt war und allem Anschein nach glaubte, ich brauchte ihn nicht mehr.

»Selbstverständlich steht dir auch meine Bibliothek zur Verfügung. Sag mir nur, was du brauchst. Ich gebe es dir dann.«

Tilo hatte seine eigene Wohnung behalten, obwohl er sie nur noch als Aufbewahrungsort für seine Bücher und Möbel benutzte. Inzwischen war er in die alte Mühle eingezogen und lebte mit meiner Mutter zusammen. Sofern

sie sich nicht gerade auf Lesereise befand, wie zurzeit, oder er auf einer seiner Vortragsreisen.

Seit er Mina therapierte, hatten sich die Einladungen zu Tagungen und Kongressen gehäuft, auf denen er über dissoziative Identitätsstörung referierte, besser bekannt als multiple Persönlichkeitsstörung.

Mina hatte ihm erlaubt, über ihre Therapie zu schreiben, und seine Artikel in diversen Fachzeitschriften hatten Aufsehen erregt und taten es immer noch. Aus dem ganzen Land meldeten sich Multiple, die ihn um Hilfe baten.

Doch Tilo verwies sie an andere Therapeuten. Er hatte sich vorgenommen, sich ganz auf Mina zu konzentrieren.

»Es geht mir nicht darum, Lorbeeren auf diesem Gebiet zu sammeln«, erklärte er. »Ich möchte einfach Mina helfen. Wenn ich jetzt anfangen, mich ausschließlich um Multiple zu kümmern, muss ich sämtliche anderen Bereiche vernachlässigen.«

Tilo war Psychologe mit Haut und Haar.

Seine Patienten waren mehr für ihn als Akten, die er in Schränken verwahrte. Mehr als Krankheitsbilder, die er wie unterm Mikroskop betrachtete. Das hatte er in Minas Fall eindrücklich bewiesen. Nach dem gewaltsamen Tod ihres Vaters hatte er Kopf und Kragen riskiert, um sie vor einem übereilten Zugriff der Polizei zu schützen und die Wahrheit ans Licht zu bringen.

Meine Mutter vermutete nach wie vor, Tilo habe mich zu meinem Studium inspiriert. Ich ließ sie in dem Glauben, denn das war besser, als ihren Argwohn zu wecken.

Doch irgendwann würde ich Farbe bekennen müssen. Ich überlegte nämlich bereits, Hauptkommissar Bert Melzig aufzusuchen und ihn zu fragen, ob er mir ein Praktikum bei der Polizei in Köln beschaffen konnte. Spätestens

dann würde ich meiner Mutter gestehen müssen, dass ich
Polizeipsychologin werden wollte.

Sie hatte immer noch etwas von einer Glücke.

Kein Wunder nach allem, was sie mit mir erlebt hatte.

Auch der Kommissar neigte dazu, mich beschützen zu
wollen. Was ganz einfach daran lag, dass er es schon mehr-
fach hatte tun müssen.

Meine Mutter, die nie ein Problem darin sah, andere für
ihre Zwecke einzuspannen, hatte auch ihn um den Finger
gewickelt. Wahrscheinlich hatte sie einen Deal mit ihm
ausgehandelt: Sie versuchte alles, um mich daran zu hin-
dern, wieder *Detektiv zu spielen*, wie sie es nannte. Im Ge-
genzug versprach er ihr, mir keinesfalls zu erlauben, seine
Ermittlungen zu behindern.

Dabei war das nie meine Absicht gewesen. Ich war jedes
Mal ganz zufällig hineingeraten. Es war ja nicht so, dass
ich mir je gewünscht hätte, in ein Verbrechen verwickelt
zu werden. Lieber hätte ich in Ruhe und Frieden in unse-
rer WG gelebt und von Gewalttaten nur aus den Nach-
richten erfahren.

Vor allem wünschte ich mir, Caro würde noch leben.

Mit ihrem Tod hatte alles angefangen. Seitdem folgte
uns das Verbrechen auf Schritt und Tritt.

Sicherlich hätte ich auch ohne diese Erfahrungen Psy-
chologie studiert. Aber wahrscheinlich wäre ich nicht auf
die Idee gekommen, Polizeipsychologin zu werden. Eher
hätte ich mich für Tilos Weg entschieden.

Vielleicht in einem Heim für Demenzkranke gearbeitet.
Oder in einer eigenen Praxis.

Obwohl ...

*Das Studium befähigt zum Erklären und Vorhersagen
menschlichen Handelns und Erlebens.*

Es war einer der ersten Sätze, die mir auf der Website der Uni Köln aufgefallen waren. Im Nachhinein betrachtet, kamen sie mir vor wie ein Orakel.

Wenn man die Psyche eines Täters entschlüsseln konnte, war man dann nicht auch dazu in der Lage, seinen nächsten Schritt vorherzusehen?

Und ein Verbrechen zu verhindern?

Dieser Gedanke elektrisierte mich.

Erst als die Leute auf ihr Pult klopfen und schwatzend die Laptops zusammenklappten, während der Dozent mit langen Schritten den Hörsaal verließ, wurde mir bewusst, dass ich vom letzten Teil der Vorlesung kaum etwas mitbekommen hatte.

»Toller Typ«, schwärmte eine Studentin hinter mir. »Den würde ich nicht von der Bettkante schubsen.«

»Muss mir mal einen Termin in seiner Sprechstunde geben lassen«, säuselte eine andere.

Beide lachten.

Ich fragte mich, ob Tilo bei seinen Vorträgen wohl auch so umschwärmt wurde, so verheißungsvollen Verführungen ausgesetzt war. Und wie er damit umging.

Mein Magen knurrte.

Ich hätte jetzt gern mit irgendwem zu Mittag gegessen, doch ich hatte keine Lust, ein Gespräch anzufangen. Ständig musste ich an Mike denken, der das winterliche Verkehrschaos hoffentlich überwunden hatte und mit dem kleinen Lieferwagen, den er sich gebraucht zugelegt hatte, mittlerweile in Düsseldorf angekommen war.

Und an Ilka.

Wenn sie das Wochenende nicht abwarten konnte, um mit Mike zu reden, hatte das todsicher einen triftigen Grund.

